

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 300.

Freitag, 24. Dezember.

1915.

(5. Fortsetzung.)

## Die Frau auf Borg.

Humoreske von Otto Böker.

(Nachdruck verboten.)

Sie hatte Mühe, ihr Schlafzimmer wiederzufinden. Zuerst kam sie auf einen Durchgang, der dem anderen völlig glich. Doch ein Blick in das gleichfalls taghell erleuchtete Gemach ließ sie ihren Irrtum erkennen. Wohl war die Einrichtung fast dieselbe; doch da hingen Herrenkleider an den Wänden, in der Ecke statt des Sofas ein Arbeitspult, welches Spuren fleißiger Benützung aufwies; darauf Bücher und Nachschlagewerke, alles sorglich geordnet, als ob der Besitzer den Raum eben erst verlassen habe, um sofort wieder zurückzufahren. Wie vom bösen Gewissen getrieben, hastete Luch hinweg, öffnete eine Tür, befand sich im Salon und vernahmte von da aus den zu ihrem eigenen Stübchen führenden Korridor zu entdecken.

Dieselbe glanzvolle Helle umfing sie. Sie riegelte sich hastig ein; die Gardinen an den Fenstern waren bereits sorglich zugezogen, die Rouleaus heruntergelassen. Ihr Blick streifte die beiden Koffer. Diese hatte sie völlig vergessen gehabt. Nun erwachte ihre Neugier. Zaghaft probierte sie die Schlüssel. Die Koffer sprangen auf. Wie sie nun den reichen Inhalt auszuwachen begann, fiel sie von einem Staunen ins andere. Das alles sollte für sie bestimmt sein? Das war doch nicht gut denkbar! Kopfschüttelnd zählte sie die Kleider, fünf, sechs an der Zahl. Als echte Erstochter konnte sie der Versuchung, die Sachen anzuprobieren, nicht widerstehen. Wie herrlich das alles rochte, als ob es für sie gemacht worden sei! Staunend beschaute sie sich immer von neuem wieder in dem deckenhohe Ankleidespiegel. Sie konnte sich einfach nicht wieder. Ganz zuletzt kam ein spitzenüstiges Gewebe, Taille und Rock auf rosa Seide gearbeitet. Zuerst getraute sie sich kaum, es anzufassen. Als sie es nachher schüchtern anprobierete und sich im Spiegel beschaute, gingen Glutwellen von ihren Wangen aus. Nein — das mußte ein Traum sein! Doch sie konnte sich nicht weiden und kneifen; sie fühlte den Schmerz ganz deutlich, also mußte sie wach sein.

Das wunderschöne Nachtgewand beschloß sie anzubehalten. Morgen stellte es sich gewiß heraus, daß da ein Irrtum vorlag. So wollte sie über Nacht wenigstens ganz glücklich sein und sich wie eine richtige vornehme Dame fühlen. Halb im Traume öffnete sie schließlich auch noch den zierlichen Bücherschrank. Sie nahm einen Band heraus. Fast hätte sie vor Entzücken aufgeschrien. Das war ja der nagelneue Roman, der jetzt in allen Zeitungen als besonders lesenswert angezeigt wurde! Da sah sie auch schon im bequemen Schaukelstuhl, und wie sie sich erst einmal in die Lesart vertieft hatte, vergaß sie ganz das Aufhören und blickte richtig nicht eher wieder auf, als bis sie mit der letzten Seite fertig geworden war und die Liebenden nach Überstobung von allerhand wunderbaren Gefährnissen sich glücklich „gekrönt“ hatten.

Da schaute sie träumerisch vor sich hin, das Gesehene nochmals zu überdenken. Es war so friedlich still, so märchen schön rings um sie; nur die Räder rasselten

monoton, das hörte sich an wie ein Schlummerlied. Immer mehr überkam sie wohlige Mattigkeit und mengte sich in das unklare Glücksempfinden ihrer Seele. Da suchte sie unter einem sonnigen Schauer ihr Bett auf und verlöschte eilig das Licht.

4.

An der Tür pochte es. Aus tiefem Schläfe wachte Luch auf, rieb sich die Augen und sah verwundert um sich. Wo war sie nur? Nur mühsam vermochte sie sich an die Erlebnisse des letzten Tages zurückzuerinnern. Durch die herabgelassenen Rouleaus blinkte schon der helle Tag. Da pochte es wieder.

Es war der Koffer. „Entschuldigen, Madam, in einer Stunde sind wir in Chicago. Da wird der Wagen abgehängt. Im anderen Zug ist kein Speisewagen. Frühstück ist bereits aufgetragen.“

Geschwind erhob sich Luch. Wie lange und süß sie geschlafen hatte! Ein Blick auf die Uhr zeigte ihr, daß es bereits auf neun Uhr ging. Sie wollte ihr Kleid vom Vortage überstreifen, doch dann besann sie sich, daß sie ja mit Herrn Waltham zusammentreffen würde. So legte sie nach kurzem Zögern ein dunkelblaues Tuchkleid an, das ihr am Abend zuvor besonders gut gefallen hatte.

Beim Frühstück wartete Sam auf. Sie müsse mit kaltem Frühstück fürliebnehmen, das er bereits auf das Büfett gestellt habe, berichtete er. Auf den Bahnlinien, die von Chicago aus den Salonwagen weiterbeförderten, gab es keinen Speisewagen. „Wundert mich, daß Herr Waltham nicht seinen Koch hat kommen lassen. Dort oben ist nicht gute Gegend, gibt fast nichts zu essen.“

Luch hörte kaum auf ihn. Sie fühlte sich wieder seltsam bedrückt. Mit Bangen sah sie dem Zusammentreffen mit ihrem künftigen Chef entgegen; jezt begriff sie kaum, woher sie den Mut genommen, solch weite, abenteuerliche Fahrt zu wagen. In ihrem Kleinmut wäre sie am liebsten Hals über Kopf nach New York zurückgekehrt, wenn sie nur gekonnt hätte. Doch die paar Silberlinge in ihrer Börse reichten nicht weit. Hätte Herr Snyder ihr nicht zuvorkommend ausgeholfen, so hätte sie nicht einmal ihre Verbindlichkeit im Kosthause begleichen können. Was waren das für sorgenvolle, entbehrungsreiche Wochen, die hinter ihr lagen! Sie sah sich immer noch auf ihrem tagtäglichen vergeblischen Gang von Geschäft zu Geschäft; überall Aufsehn, frostiges Bedauern, und wo man ihr einmal einen Platz geboten, da war er so niedrig bezahlt, daß sie kaum selbst davon hätte ihr Leben erschwingen, geschweige für die Lieben daheim sorgen können.

Und nun dieser traumhafte Wandel! Zum ersten Male schlich sich etwas wie Neid in ihre junge Seele. Doch sie streifte den unedlen Gedanken schnell ab. Dieser plötzliche Glücksfall kam sicher nicht von ungefähr. Da hatte daheim ein liebend Mutterherz bangend und sehnsüchtig für sie gebetet — und nun war das Glück gekommen, märchen schön, unglaublich verschwenderisch.



Doch sie wollte sich alle Mühe geben, Herrn Waltham zufrieden zu stellen. Er sollte ihr heimlich seine Geringschätzung des weiblichen Geschlechts abbiten und zu der Erkenntnis kommen, daß sie ihre Arbeit so pflichtgetreu und zuverlässig, so prompt und flink zu erledigen verstand wie irgend einer dieser hochbezahlten Herren.

Schnell verstrich die Zeit. Stundenlang saß Lucy am Fenster und schaute, die Hände im Schoß gefaltet, auf die vorüberziehende Landschaft. Endlose Prärien, dann wieder wildromantische Schluchten, in fruchtbaren Tälern einsam liegende Farmhäuser, bei deren Anblick sich das Herz weitete und nach gleich friedvollem, weltfernem Glück verlangte. Auch auf der neuen Linie hielt der Zug nur selten, und dann immer nur gerade so lange, um Gelegenheit zum Ein- und Aussteigen zu geben.

Längst hatten die auf den zumeist wenig sehenswerten Bahnhöfen sich abspielenden Szenen in ihrer ermüdenden Gleichförmigkeit jegliches Interesse für Lucy verloren. Sie hatte sich wieder an den Flügel gesetzt. Wer konnte wissen, ob sie bald wieder eine Gelegenheit fand, auf dem herrlichen Instrument zu spielen, hatte der Minenkönig erst wieder Besitz von seinem Wagen genommen. Das war ja selbstverständlich, daß sie dann, abgesehen von der Arbeitszeit, auf den Gebrauch ihres eigenen Zimmers beschränkt blieb und den herrlichen Speiseraum, wenn überhaupt, höchstens zu den Mahlzeiten betrat. Sie schalt sich selbst wegen des Gefühls der Trauer, das dabei ihre Seele erfüllte. Wie konnte man nur so rasch sich vermöhen! Gestern war ihr das reizende Stübchen noch als der Inbegriff alles Schönen erschienen, und heute verlangte sie schon mehr. Es war gut, daß ihr Traum seinem Ende zuing; fühlte sie sich doch fast schon versucht, in all diesen schönen Räumen heimlich zu werden.

Die niedersinkende Dämmerung fand sie immer noch am Flügel. Heute war kein Sam mehr da, um die elektrischen Lichter zu entzünden. Doch sie verstand die Kurbel selbst anzudrehen und zog auch sorglich die Fenstervorhänge zusammen, um von draußen nicht gesehen werden zu können.

Wieder saß sie in ihr Spiel vertieft. Zu Hause war es der Mutter liebste Freude gewesen, ihr nach vollbrachtem Tagewerk zuzuhören. Dann hatte sie, wenn die Dämmerungsschatten in die niedere Stube wallten, sich ihren eigenen Einfällen überlassen, hatte ihr besonders liegende Sätze aus ihren Lieblingssonaten verwoben, bis sie endlich ganz weltentrückt nur noch ihren Tönen gelebt hatte, bis die Mutter sie mit einem Kusse wieder in die Wirklichkeit zurückgerufen und lächelnd gemeint hatte, für heute sei es genug, und es sei Zeit zum Abendessen.

Auch heute schwebte die Einsame in einer Welt von Tönen. Fast unbewußt ging sie in die Melodie eines französischen Liebesliedes über, das die Mutter stets besonders gern von ihr hörte, und ebenso unwissentlich, zuerst nur leise vor sich hin summend, dann aber ihre Stimme, an das Singen eines Waldvogels gemahnende Stimme immer voller anschwellen lassend, sang sie vor sich hin.

Lucy war so völlig in ihr Lied vertieft, daß sie es gar nicht bemerkt hatte, wie der Zug sekundenlang angehalten und sich dann wieder in Bewegung gesetzt, und ebensovienig wurde ihr bewußt, daß sie in dem lichtdurchfluteten Gemach nicht mehr allein war. Behutsam hatte sich die Spiegeltür zurückgeschoben, und in ihren Rahmen war ein hoch gewachsener, breitschulteriger Mann getreten. Sein stolzes, kühngeschnittenes, tiefgebräuntes Gesicht, das gleich den kohlschwarzen, glühenden Augen darin von unbegrenzter Energie sprach, drückte den Ausdruck fassungslosen Erstaunens aus. Der hartlose, über einem massiven, edigen Kinn sich wölbende Mund war verkniffen wie in gärendem Ärger, der erst beim längeren Erblicken der lieblichen Mädchenstimme in maßloses Befremden überging. Alles an ihm schien vor ungeduldiger Frage zu beben; doch

er blieb ruhig stehen, und erst als der letzte Ton von den Mädchenlippen verklungen war und die Sängerin mit einem wehmütig hingehauchten Akkord sich im Spiel unterbrach, kam wieder Bewegung in seine athletische Gestalt. Nun trat er vor.

So sehr der weiche Lappich auch seine Schritte dämpfte, war deren Geräusch Lucy doch nicht entgangen. Sie fuhr mit einem leisen Schreckensruf herum, und wie sie den Unbekannten in ihrer unmittelbaren Nähe stehen sah, den Blick der dunklen Augen halb fragend, halb abweisend auf sie gerichtet, schnellte sie verstört vom Sitze auf, und alles Blut wich aus ihren Wangen.  
(Fortsetzung folgt.)

## Kriegsweihnacht.

Ein im Feld stehender Mitarbeiter schreibt uns: Voller funkelnder Sterne steht die Dezembernacht über der dunklen Erde. Ungewisses Licht nur ringt sich aus dem Schnee, der das Land weithin zudeckt. Es ist fremdes Land, fremdes, hartes Land, das vor uns liegt. Manches Kameraden warmes Blut hat es schon getrunken, und noch immer ist es nicht satt der Blutopfer. Fremdes, hartes, blutgerigtes Land! Und doch sieht es uns mit den Augen der Heimat an. Umarmt nicht auch daheim der schirmende Arm der Wälder so die beschneite Ebene? Drängt sich nicht auch daheim das Land erschauernd unter dem kalten hohen Glanz der mächtigen Sterne zusammen, schmiegt es sich nicht ebenso an die warme Helle, die tröstend aus den Fenstern weniger niedriger Hütten bricht? Selbstamer Rauber der deutschen Weihnacht, unsere Liebe schlingt plötzlich um dieses fremde Land voll Blut die Arme. Varg sich in diesen Hütten nicht mancher Traum, der Schönheit und Wärme über das Leben bringen wollte? Lehren diese schweigenden Wälder nicht einen starken, ringenden Geist, die Sprache der Ewigkeit, die den Menschen Heil bringen will? Und zitterte nun nicht unter uns allen der Boden von einer blinden Wut, deren wir nicht mächtig werden können? Wehen nicht auch in diesen Hütten bange Mütter um ihr schwankendes Glück? Zerstören wir nicht den Weg der Zukunft, wenn wir dieser Mütter Glück umstürzen? ... Ebnen wir wirklich den Weg, den kommende Geschlechter zur größeren Herrlichkeit gehen sollen? Ruhig geht der Schritt der Kompagnie. Der Schnee knirscht unter schweren Männertritten. Gleichmäßig geht Mann hinter Mann, alle im gleichen Gewand, immer derselbe in hundertfacher Erscheinung. Wer bist du, wer bin ich? Wenn du, Grauer da vor mir nun hinschwindest, trete ich nicht an deinen Platz, tritt nicht ein anderer sofort an meinen Platz? ... Ruhig geht der Schritt der Kompagnie. Vor uns ist der Feind. Jedek kennt seine Pflicht. Es ist nicht Fragens Zeit. Brüder vor, hinter, neben mir. Und vor uns ist der Feind!

Eine kleine Stadt im feindlichen Lande. Mit einer Miene, die Trotz sein soll und die doch nur mühsam verborgene Furcht ist, gehen die Bewohner durch die schmalen Gassen. An den Straßenecken lungern Männer faul herum, unsaubere Frauen zanken mit verwahrlosten Kindern, deren Gesichter alt wurden von häßlichen Begierden. Unter schwarzen, tief auf der Stirn hängenden Haaren ein dunkler Blick als Aushängeschild einer niederen Schenke. Nur selten ein Gesicht, das der Gram abelt. Es ist, als wären diese Menschen alle Kinder einer zuchtlosen Mutter, zu der Werber aus aller Herren Ländern kamen. Fremd die Gesichter und doch so vertraut die Gassen! Eilig läuft das Flüßchen zwischen Wall und Mauer dahin; nur vor den gäbigen Giebeln einer uralten Mühle will es verweilen und verträumte Zwiesprache halten von schöner vergangener Zeit. Waite dieses trostlose Haus nicht einst der Sohn eines Kaufmanns, der aus der alten Hansestadt am deutschen Meer auszog und der hier seinen Durst nach der wechselnden Ferne stillte an dem Gold, das draußen wie daheim mit dem gleichen Glanz blendet? Und nun richtet sich gar der Dom auf. Schlankste Bogen klimmen empor zum steilen Dach, mächtig stemmt sich der Turm auf seine steinernen Muskeln, bis er über die höchsten Häuser hinwegspähen kann in das weite Land. Vernimmt dies hohe Lied voll deutscher Festigkeit, voll unerschütterlicher Zuversicht, voll trostigen Glaubens, voll heiliger Inbrunst! Verstehst



diese Stadt dieses Lied? Das Auge sieht jetzt nicht mehr die fremden Menschen, es sieht jene anderen, die mit fröhlichem, gutraulichem Gesicht durch die Straßen eilen, beladen mit allerlei geheimnisvollen Dingen. Und nun hört gar das Ohr ein frommes, ein deutsches Lied. „Stille Nacht, heilige Nacht!“ Nicht aus Kinderkehlen dringt dieses Lied. Männer, Männer in Waffen sind es, die dieses Lied singen, und in einem Hause ertönt dies Lied, über dessen Tür geschrieben steht: Solatenheim. Ein Heim für den im Feld stehenden Soldaten, kann nicht nur das deutsche Gemüt dieses Widerspruchs-vollen vereinen? Und in diesem Heim schaffen und rüsten sie jetzt die Weihnacht, das deutsche Weihnachtsfest, einer für den anderen, Bruder für Bruder, treue Kameraden helfen einander vom gleichen Weh, vom Heimweh. Und darum ist die fremde Stadt nun ganz voll heimatischen, voll deutschen Manges.

Von Lille über Brüssel nach Berlin, so steht es zu lesen in den Gängen des deutschen Schnellzugs, der nun durch Belgien gen Osten braust. Die nüchterne, geschäftsmäßige Erklärung erzählt vom Größten dieser Geschichte. In den Gängen des Zuges drängen sich die, die diese Geschichte mit Blut geschrieben haben. Alle Plätze sind besetzt von Feldgrauen, die daheim kurze Weihnachtsfreude genießen sollen. Alle deutschen Mundarten klingen durcheinander. Woher stammt du, Kamerad? Und Hamburg antwortet, und es antworten München und Danzig und Köln und Breslau und Leipzig und Straßburg und Berlin, und es antworten alle die deutschen Städte, deren Namen weniger groß klingen und deren jede doch ihre Söhne hinausgeschickt hat in den schweren Kampf. Laut und fröhlich geht das Gespräch von Heimatort und von den Lieben daheim. Was alle diese Männer draußen erlebt und erlitten haben, brauchen sie einander nicht zu erzählen, es steht in dem seltsam fernen Blick deutlich genug geschrieben. Auch vom Feind sprechen sie nur selten, und nur einen scheinen sie zu hassen, und ihre Rede klingt zornig, wenn sie von ihm reden, das ist Hans Dampf aller Länder, der daheim zu den Laten derer draußen die großen Worte redet und das Blut seiner Volksgenossen in schöner Rede hektoliterweise vergießt. Was brauchen sie vom Aushalten zu sprechen, diese Männer, die der Tod mit den schrecklichsten seiner Schrecken bedroht hat! Sie brauchen es nicht auszusprechen, sie wissen sich alle Brüder in dem gleichen Gelöbniß, auszuharren auf ihrem Posten und auch im letzten Grausen nicht zu wanken. Eins sind sie im Kampf, eins aber auch in der Liebe, und darum sprechen sie jetzt mit der verhaltenen Zärtlichkeit der Männer von der Heimat, nur von der Heimat. Woher kennen sie alle einander, diese Männer aus Süd und Nord und Ost und West? Sie sahen einander zum erstenmal heute, aber ausgegossenes Blut schuf eine geheime Brüderchaft unter ihnen. Und so wie sie in diesem Zug voneinander sahen, so stehen sie draußen in den Gräben und halten in getreuen Händen die eiserne Wehr, an der jeder Anprall des Feindes zerschanden wird. Das ist das Volk von Brüdern, das große, große Volk von Brüdern! (kz.)



### Aus der Kriegszeit.

Der Sieg des deutschen Weihnachtsbaumes im Weltkrieg. Es ist eine seltsame Ironie der Kulturgeschichte, daß gerade der Krieg zur Verbreitung des Weihnachtsbaumes, dieses schönen Sinnbildes des Friedens, so viel beigetragen hat wie nichts anderes. Die Freiheitskriege gaben der urdeutschen, aber nur als lokaler Brauch bis dahin eingebürgerten Sitte des Christbaumes die rechte gemüthvolle Resonanz, und in ihrem Gefolge ist der liebliche Lichterglanz dann durch alle deutschen Gawe getragen worden. Die deutschen Krieger verschafften der festlich geschmückten Tanne erst Weihnachten 1870 in Frankreich die rechte Verbreitung, schufen dort das rechte Verständnis für diesen lieblichsten Schmuck der „Heiligen Nacht“. Wo Deutsche hinkommen, bringen sie ja den Christbaum mit, und wo sie in Feindesland als Sieger stehen, wird der strahlende Lichterbaum zu einem beredeten Verkünder des deutschen Gemüthes, der deutschen Gesittung, das tiefe Symbol des deutschen Friedensgeistes, den keine noch so faustdicken Rügen über unsere Kriegslust und Eroberungs-

gier je werden in der Geschichte verdunkeln können. Nun stehen unsere Truppen wieder als Sieger tief drinnen im feindlichen Gebiet; zum zweitenmal flammen die Kerzen der Weihnachtsbäume bei unzähligen deutschen Weihnachtsfeiern im Lande unserer Gegner auf. Da wird sich manches trohige Feindesherz von dem Liebesglanz der deutschen Weihnacht überwältigen lassen, mancher Haß sich zu milderen Gefühlen wandeln, und unser Christbaum dürfte nach den früheren Erfahrungs in diesem Kriege auf Erden mehr Anhänger gewinnen als in langen Jahren des Friedens. Das gute Beispiel wirkt ansteckend, und wenn man das Wunder eines herrlichen Brauches so nahe vor sich sieht, es so miterlebt, wie diesmal unsere Feinde in Belgien, Polen, Serbien da ahnt man es unwillkürlich nach. In Belgien ist ja der Weihnachtsbaum nichts Neues; er war hier schon vor dem Kriege ziemlich verbreitet, wird aber nun noch viel mehr bekannt werden. Anders in Polen. Die Slawen haben sich merkwürdigerweise bisher mit dem Weihnachtsbaum nicht recht befreundet. Selbst in dem ostpreussischen Bittauen ist er noch nicht völlig eingebürgert. In Polen aber tauchte er früher nur vereinzelt hier und da auf, wo deutsche Siedler ihn hingebraht hatten. Die Bescherung findet in Polen am Nikolaustage statt, und überhaupt hatte der „Heilige Abend“ dort bis jetzt noch nicht die Bedeutung wie bei uns. Das wird nun anders werden, wo das deutsche Weihnachtsfest überall in den besetzten polnischen Gebieten begangen wird, und es ist eine friedliche Kulturtat, die unsere deutschen Krieger dort vollbringen, wenn sie den Lichterbaum entzünden und seinen Schein erwärmend und tröstend in die Herzen der polnischen Bevölkerung leuchten lassen. Ähnlich liegen die Verhältnisse in Serbien. Aber nicht nur den Feinden stecken unsere Soldaten den Christbaum im fernen Lande an, sondern auch unseren Freunden. Die treuen Verbündeten, Bulgaren und Türken, werden die frohe Botschaft der leuchtenden Tanne von uns empfangen, so wie sie die Österreicher und Ungarn vor fast einem Jahrhundert von uns erhielten. Ein Weltkrieg ist es ja, den wir führen. Er trägt deutsches Weis und deutsche Kraft bis tief hinein nach Asien; er nimmt auch den Weihnachtsbaum auf seine stolz dahinbrausenden Siegesflügel. So muß der Weltkrieg, den wir Weihnachten 1915 erleben und erschaffen, auch beitragen zum Weltkrieg des deutschen Weihnachtsbaumes!

„In dulci jubilo.“ (Zur Geschichte eines Weihnachtsliedes.) Eines der am häufigsten von uns gebrauchten lateinischen Ritate: in dulci jubilo, wird allgemein in der Bedeutung „in Gaus und Braus“ angewandt. Es begegnet uns überaus oft in älteren Studentenliedern gerade in dieser Bedeutung, und viele nehmen an, daß diese Redensart aus dem Studentenlatein stammt. Schon der vortreffliche Dichter unseres Nationalliedes „Deutschland, Deutschland über alles“, Heinrich Hoffmann v. Fallersleben, der ja, wie bekannt, einer unserer hervorragendsten Germanisten gewesen ist, hat in einer besonderen Schrift „In dulci jubilo“, die im Jahre 1854 in Hannover erschienen ist, den Nachweis erbracht, daß diese lateinische Redensart den Anfang eines Weihnachtsliedes darstellt, das aus einer die Lebensbeschreibung des Mystikers Eusebius enthaltenden Handschrift des 14. Jahrhunderts stammt. Der erste Vers des Liedes lautet:

„In dulci jubilo (In süßem Jubel)  
Nun singet und seid froh!  
Unser aller Wonne  
Leit (liegt) in praeseptio (Krippe)  
Und leuchtet wie die Sonne  
Matris in gremio (in der Mutter Schoß).  
Qui es A et O  
Qui es A et O (Wer du bist A und O).

Das Lied wurde früher fälschlich dem im Jahre 1440 gestorbenen Dichter Petrus Dresdensis zugeschrieben. Der dulcis jubilus hatte, wie man sieht, ursprünglich eine ganz andere Bedeutung. Er betraf ausschließlich die Weihnachtsfreude und besagte etwa daselbe, wie wenn wir heute zu Weihnachten singen: „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit“. Als später die Redensart „in dulci jubilo“ in die Studentenlieder aufgenommen worden war, von denen viele gleich dem in Rede stehenden Weihnachtsliede den Wechsel der lateinischen und der deutschen Sprache aufwiesen, wandelte sich dieser Ausdruck seiner Bedeutung entsprechend dem studentischen Leben früherer Zeiten gänzlich um, und er wird jetzt allgemein in einem



Stimme gebraucht, der mit der Weihnachtsfreude nicht das geringste mehr zu tun hat.

Bei der Königin von Griechenland. In diesen Tagen, in denen die Augen der Welt mit besonderer Spannung auf Griechenland gerichtet sind, das Land, das durch den Einmarsch der englisch-französischen Armee aufs schwerste in seiner Neutralität getränkt und durch die bulgarischen Siege über diese Bandungsarmee zu einer Entscheidung gedrängt ist, veröffentlicht eine amerikanische Journalistin den Bericht über eine Unterredung, die sie unlängst mit der Königin von Griechenland hatte. Eleanor Franklin Egan, die Kriegsberichterstatterin der „Saturday Evening Post“ auf dem Balkan, ist eine ebenso ausgesprochene Freundin der Entente wie das Blatt, für das sie arbeitet; sie bekundet das in der Wiedergabe dieses Interviews weniger scharf, weil ihr die Königin rein menschlich tiefen Eindruck gemacht hat, aber sie kommt nicht über die — ihrer Meinung nach sehr mißliche — Tatsache hinweg, daß die Gemahlin des griechischen Königs eine geborene Hohenzollern ist, die Schwester des Kaisers Wilhelm. Sie beginnt ihren Bericht mit der Wiedergabe zweier Äußerungen, die griechische Diplomaten auf ihre Frage über die Person der Königin zu ihr taten. Der eine sagte: „Man kann über die Königin besser sprechen, wenn man sie gesondert als Frau und Herrscherin ansieht. Sie ist eine Frau, der ich auf den Knien runde um die Erde folgen würde. Sie verkörpert Anmut und Güte. Sie besitzt alle die trefflichen Eigenschaften, die wir menschlich nennen, da uns ein besseres Wort dafür fehlt. Als Königin ist sie aber völlig Hohenzollern.“ Und der zweite griechische Staatsmann meinte: „Es wäre ja rein menschlich gar nicht verständlich, wenn die Königin mit den Anschauungen eines Bruders, wie es Kaiser Wilhelm ist, nicht einverstanden wäre. Das erwartet niemand von ihr.“ Worauf er bedeutsam hinzufügte: „Griechenland besitzt eine Verfassung, die in ausreichender Weise die Wahrung seiner Interessen verbürgt.“ Die Amerikanerin ist eifrig genug, zuzugeben, daß ein Versuch, die Unterredung mit der Königin auf politisches Gebiet hinüberzuspielen, aussichtslos gewesen wäre. Sie berichtet: „Die Königin unterhielt sich mit mir länger als eine Stunde. Aber ich glaube, im großen Ganzen sagte sie nur Dinge, die sie zu jedermann sagen würde, und äußerte Anschauungen, zu denen sie sich vor aller Welt bekennen würde. Was sie ausspricht, daran glaubt sie restlos, und sie ist so sehr des schließlichen Sieges der deutschen Waffen gewiß, so fest davon überzeugt, daß die Interessen Griechenlands an die ihres Geburtslandes geknüpft sind, daß jedes Abweichen von der Haltung, die sie bekennt, ein bewußter Verrat an dem Glauben wäre, der in ihr ruht unter der Krone Griechenlands.“ In ihren Äußerungen über den Krieg sagte die Königin: „Wer kann mir sagen, warum die Engländer das angefangen haben? Was war der Grund? Und welchen Gewinn können sie sich davon versprechen? Länger als ein Jahr stehen sie nun im Kampf, und was haben sie erreicht? Man braucht nur auf die Karte zu schauen!“ Die Königin sprach dann von der deutschen Kultur. „Sie ist der vollkommenste Begriff“, rief sie aus, „der sich denken läßt, und die Welt wird sich früher oder später darunter beugen, ob sie will oder nicht. Diese Kultur ist das Werk führender Geister, die für das Wohl der Gesamtheit schafften; sie ist ein Werk, das einmal geschaffen wurde, um nie wieder zerstört zu werden.“ (F.)

Wie die Engländer die deutsche Zivilbevölkerung in Duala gefangen nahmen. Über das aller Mitterlichkeit spottende, hinterlistige Verhalten der Engländer nach der Befehung von Deutsch-Kamerun (September 1914), das für die Kriegführung der „Gentlemen“ besonders kennzeichnend war, berichtet nachträglich der in Duala gefangen genommene und nach vielen schmerzreichen Monaten endlich freigelassene Zivil-Missionar von Duala, H. Stahl, in den beiden neuesten Hefen der „Umshan“. Da es für die Dualalente eine sinnlose Negelei und Gefährdung der Frauen und Kinder bedeutet hätte, der schließlich von zwei Seiten kommenden 20- bis 25fachen Übermacht der Engländer noch weiteren Widerstand zu leisten, wurde in Duala am 26. September die weiße Flagge gehißt, und zwischen 4 und 5 Uhr nachmittags kamen die ersten Engländer an Land. Zwei Tage später beraubte das englische Kommando die Deutschen in Duala mit 21st ihrer körperlichen Freiheit. „Ich selbst“, schreibt der Missionar Stahl in seinem interessanten Bericht, „komme mir beim Rückblick auf jenen 26. September wie blind vor. Ich hatte mir nämlich unsere Lage und das Verhalten der Engländer uns gegenüber nach der Besitzergreifung Dualas etwa folgendermaßen vorgestellt: Die Sieger werden nicht nur sofort für Ruhe und Ord-

nung und für genügenden Schutz sorgen, sondern werden auch angedacht unserer numerischen Schwäche uns nicht anders denn großmütig, „gentlemanlike“ und mit aller Rücksicht behandeln, schon um unserer gemeinsamen Hautfarbe willen, so daß den Eingeborenen die Kriegführung der Weißen gewissermaßen imponieren muß. Man wird uns selbstverständlich in keiner Weise hindern, unserer Missionsarbeit in Schule und Gemeinde und auf den zahlreichen Außenstationen nachzugehen und die Leute wieder zu sammeln, so daß in kurzer Zeit auch in dieser Hinsicht die Ordnung wiederhergestellt sein wird.“ Aber schon am nächsten Tage sollten der Missionar und seine Landsleute erkennen, was die Engländer — einst das erste Bibel- und Missionsvolk — heute sind: „Im Laufe des Vormittags ging das Gerücht durch die Stadt, es sollen sich alle Deutschen zueinander Feststellung ihrer Personalien im Regierungshospital melden. Ich ging gegen Mittag durch einige Straßen der Stadt, wobei mir auffiel, daß fast kein Deutscher mehr zu sehen war. Gegen 3 Uhr ging mein Stationsgenosse, Missionar Walther, in den Spitalhof, um sich zu melden. Aber er kam nicht wieder, sondern schickte mir durch einen Jungen ein paar flüchtig geschriebene Abschiedsworte. Immer noch hielt ich's für ganz ausgeschlossen, daß man uns Zivilpersonen von Duala wegführen werde. Um aber Näheres über die Lage zu erfahren, machten meine Frau und ich uns auf den Weg zum nahen Regierungshospital. Ich bat einen Engländer um Aufschluß über unsere angebliche Meldepflicht. Der erwiderte, wir hätten durchaus nichts zu befürchten, wir hätten nur unsere Namen anzugeben, dann könnten wir wieder nach Hause gehen.“ Ohne Verdacht zu schöpfen, schritten der Missionar und seine Frau durch die Balconette der zahlreichen schwarzen Wachen zum Hoftor hinein, um ihre Meldung zu machen. „Aber wozu sind hier so viele unserer Landsleute versammelt? Und wozu stehen auch hier drinnen im Hof so viele schwarze Soldaten mit aufgeschlagenen Seitengewehren? Jetzt erst steigt ein leichter Verdacht in mir auf, daß man uns am Ende doch anders als „gentlemanlike“ behandeln könnte. Aber nein, das ist nicht möglich! Immerhin halte ich's für ratsam, mit meiner Frau wieder zum Tor hinauszugehen, solange es noch Zeit ist. Nun erst werden mir endlich die Augen geöffnet: Während uns nämlich beim Heringehen die Soldaten völlig ignoriert hatten, saßen sie uns nun beim Hinausgehen toll an den Armen, und einer droht mir, mich niederschlagen, wenn ich noch einen Schritt weiter gehe. Keine Beschwerde, kein Bitten hilft. Ein englischer Offizier hört uns zwar an, zuckt aber nur die Achseln. Inzwischen kommen schwarze Wachen und stellen uns Deutsche alle in Marschreihen auf. Alles ist in großer Aufregung. Geschäftig eilen englische Unteroffiziere mit der Peitsche unter dem Arm hin und her. Mit hilflosen Blicken irren einige deutsche Frauen an den Reihen der Männer auf und ab. Schwarze Hausjungen stehen weinend, oder auch starr und erschauert blickend, abseits; einigen gelingt es, ihren Herren wenigstens noch ein Paketchen mit Leibwäsche in unsere Reihen hereinzubieten. Die meisten von uns aber haben nichts, als was sie auf dem Leibe tragen; man hatte uns nämlich in eine Falle gelockt.“

Was die Londoner Kinder über die Zeppeline sagen. In welchem Maße die Zeppelinangriffe das Hauptgespräch in der Bevölkerung Londons bilden, geht aus dem Umstand hervor, daß die Tätigkeit unserer Luftschiffe bereits zum immer wiederkehrenden Aufgabethema in den englischen Volks- und Mittelschulen geworden ist. So wurde in einer Londoner Schule den Kindern die Aufgabe gestellt, einen Aufsatz über die Frage zu schreiben: „Was habt ihr über die deutschen Zeppeline zu sagen?“ Aus einer in der „Daily Mail“ veröffentlichten Zusammenstellung einiger dieser Aufsätze entnehmen wir die folgenden Stellen: Ein neunjähriger Junge schrieb, daß die Zeppeline das interessanteste und mächtigste Ding auf der Welt seien. Ein zehnjähriger erklärte: „Als die Zeppeline über der Stadt herumflogen, rief ich das große Bild in unserem Schlafzimmer von der Wand und fiel auf das Bett. Natürlich ist Mutter nicht wenig erschrocken.“ Ein anderer schrieb: „Meine Mutter war furchtbar ängstlich, trotzdem ich ihr erklärte, daß es nicht gar so gefährlich wäre.“ Ein zwölfjähriger Junge, der außerordentlich praktisch veranlagt zu sein scheint, schrieb in seinem Aufsatz die Äußerung nieder: „Als ich die Bomben plagen hörte, sprang ich auf, schlüpfte so schnell, wie möglich, in meinen Anzug und nahm vor allem mein Bankbuch und meine Sparbüchse an mich.“ Ein anderer zwölfjähriger: „Meine Mutter fragte mich, ob ich Angst hätte. Ich sagte „nein“, aber es war nicht die Wahrheit.“ Ein Mädchen schrieb: „Ich finde es unrichtig, solche gefährlichen Sachen anzustellen.“ Ein anderes Mädchen schrieb: „Als wir die Bomben plagen hörten, rief ich meine Schwester. Unsere Mutter kam herein und sagte, wir sollten sofort in die Küche gehen. Dort waren viele Bekannte versammelt. Ich fragte: „Warum regt ihr euch so auf?“ Sie sagten, die Zeppeline seien gekommen. Darauf rief ich: „Gott im Himmel, so etwas scheint doch unmöglich!“